

Erscheint täglich  
nachmittags mit Ausnahme der  
Sonn- und Feiertage.

Abonnementpreis  
monatlich 50  $\frac{1}{2}$  Jährlich 1.50  $\frac{1}{2}$   
prämium frei ins Haus. Durch  
die Post bezogen 1.65  $\frac{1}{2}$

„Die Neue Welt“  
(Anzeigungsvertrag), durch  
die Post nicht bezugsbar, kostet  
monatlich 10  $\frac{1}{2}$  Jährlich 30  $\frac{1}{2}$

# Die Welt

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Duerfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Raumburg-Weißfels-Zeit,  
Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Telephon-Nr. 1047.

Redaktion und Expedition: Geiſtſtraße 21, erster Hof parterre rechts.

Telephon-Nr. 1047.

Telegramm-Adresse: Weltblatt Halleaale.

Nr. 173

Halle a. S., Donnerstag den 27. Juli 1899.

10. Jahrg.

## Warum keine Wahlfälschung vorliegen kann.

Aus Königsberg bringt die Kunde von einem Urteil des dortigen Landgerichts in einem Wahlfälschungsprozeß, das keinesgleichen bisher in der deutschen Rechtsprechung nicht haben dürfte. Dem Prozeß lag folgender Sachverhalt zu Grunde: Der Finanzmann Becker aus Legitten, Kreis Labiau, hatte am 17. Juni d. J. zu mehreren Personen gebietet, der Wahlvorstand von 3. Bezirk des Wahlkreises Labiau-Wehlau habe die Stimmzettel zu fälschen. Für den sozialdemokratischen Kandidaten Rechtsanwalt Paase seien nach seiner Schätzung mindestens ca. 40 Stimmen abzugeben, während bei der Wahlfälschung nur 24 Stimmen für Paase zum Vorhinein genommen wären. Der Wahlvorstand, der von dieser Anweisung gebot hatte, stellte Strafandrohung, und Becker wurde vom Schöffengericht in Labiau zu 4 Wochen Gefängnis verurteilt.

Gegen dieses Urteil legte Becker Berufung ein, so daß die Sache vor das Landgericht in Königsberg kam. Vor der Strafkammer erschien eine große Anzahl Zeugen. 28 Zeugen bekundeten unter ihrem Eid, daß sie ihre Stimmen für Paase abgegeben hätten. Bei der Anszählung fand aber nur 24 Stimmen für Paase gezählt. Der Wahlvorstand erklärte die Wahl gefälscht zu sein. Trotz der eideschworen Zeugenaussagen ließ der Staatsanwalt die Anklage aufrechterhalten. Nach seiner Meinung sei eine Verwechselung seitens der Wähler nicht ausgeschlossen, zumal sie am Wahltag mehr oder weniger betrunken gewesen seien. Der Verteidiger hielt demgegenüber den Beweis der Wahrheit für erbracht und beantragte Freisprechung. Lange beriet der Gerichtshof, um dann schließlich folgendes merkwürdiges Urteil zu fällen. Der Beweis der Wahrheit sei nicht als erbracht anzusehen. Nach den Aussagen des Wahlvorstandes sei die Wahl ordnungsmäßig vor sich gegangen. Also sei die Differenz der Stimmen nur aus den von Staatsanwalt angegebenen Gründen zu erklären. Jedoch war der Gerichtshof der Meinung, daß es sich nicht um eine öffentliche Abrechnung handele und setzte deshalb die Strafe auf zwei Wochen herab.

Also weil der Wahlvorstand, der in letzter Linie der eigentliche Angeklagte ist, erklärt hat, er habe die Wahl vorfälschlich geleitet, deshalb hat die eidliche Aussage der ihn belesendenden Zeugen nicht eine entscheidende Bedeutung! Das ist eine Spruchgebilde, deren weiterer Ausbau recht vernünftige Perspektiven eröffnet: Es ist jemand des Diebstahls beschuldigt worden. Er verläugnet den Beschuldigung. Dieser schließt Zeugen für seine Behauptung herbei. Die Zeugen bekunden, daß sie den Beschuldigten in einer Situation betroffen haben, die eine andere Erklärung, als er habe gegeben, nicht zulassen. Der Beschuldigte erklärt dagegen aus bestimmter, er habe nicht gefälscht. Das Gericht glaubt dieser Versicherung schließlich nicht, weil aus den Zeugenaussagen und gelangt zu dem Schluß: Ein Diebstahl liegt nicht vor.

Der Gehalt von der möglichen „Verwechselung“ der Stimmzettel taucht in diesem Prozeß nicht zum erstenmal auf. Er hat schon in früheren Wahlfälschungs-Prozessen eine Rolle gespielt. Wie soll aber eine Verwechselung möglich sein? Das Gericht weist auf dem Lande erst nach der Wahl. Es kommt aber noch ein zweiter Umstand hinzu, welcher zu beachten ist. Wenn es dem Angeklagten gelungen ist, 28 Mann als Zeugen für sich aufzutreiben, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich ihm noch nicht alle zur Verfügung gestellt haben, die einen sozialdemokratischen Stimmzettel in die Urne legten. Namentlich auf dem Lande müssen viele ihrer abhängigen Erntlinge willen freudig vermeiden, sich als sozialdemokratische Wähler bekannt zu geben. Im vorliegenden Falle kann darum ruhig angenommen werden, daß es mit den 40 Stimmen für Paase schon eine Richtigkeit hat. Nach Annahme des Gerichts müßten dann 16 Wähler, also 10 Proz. ihrer Stimmzettel unbenutzt „verwechelt“ haben. Wer wird bereit sein, das als möglich anzunehmen?

Schlieflich muß doch auch daran erinnert werden, daß die Wahlsprüfungen gerade für die städtischen Provinzen die höchste ergeben haben, wie häufig dort ganz gewöhnlich die Wahlsprüfungen vorgenommen sind! Wie soll man denn anders eine vornehmene Wahlfälschung nachweisen, als dadurch, daß man die Zeugen stellt, welche für den einen oder anderen Kandidaten gestimmt haben?

Wäre der Gerichtshof noch zu einem non liquet, die Sache ist nicht aufgelöst, genommen, so müßte man sich am Ende zufriedengeben. Aber unter den obwaltenden Umständen zu einer Bestrafung des Angeklagten zu schreiben — wenn auch zu einer gegen die Vorrichtung geminderter — ist ein Spruch, der in den weitesten Kreisen auf lebhaften Widerspruch stoßen muß.

## Tagesgeschichte.

Halle a. S., 26. Juli 1899.

Der reichste Mann in Deutschland. Krupp hat seinen Jahresertrag auf 9—10 Millionen angegeben. In seinen Werken gehören die Gusstahlfabrik in Essen; das Kruppische Schloßwerk vormals in Arnhem und Romp. in Aachen i. N.; das Grusonwerk in Rudau bei Magdeburg; vier Knochentankanlagen bei Duisburg, Remscheid, Engels und Hertenhausen; die Sodafabrik in Rheinhausen umfasst drei Hochöfen, die Produktion in vierundzwanzig Stunden per Dien 230 Tonne

trägt); eine Hütte bei Sayu mit Maschinenbetrieb; 4 Kohlengruben, nämlich: Zeche Hannover Schacht I und II, Zeche Hannover III und IV, Zeche Saalzer und Renard und neuerdings Zeche Hannibal, abgesehen von der Beteiligung an anderen Betrieben; mehr als 500 Eisensteingruben in Deutschland, darunter 11 Eisenanlagen mit vollständiger malchinerischer Einrichtung; verschiedene Eisensteingruben bei Wlasko in Nordspanien; ein Schiefelschlag bei Meyen von 16,8 Kilometer Länge und mit der Möglichkeit, bis auf 24 Kilometer Entfernung zu schiefeln; drei Seidenspinner, verschiedene Steinbrüche, Thon- und Sandgruben etc.; außerdem ist der Firma Friedrich Krupp vertragsmäßig der Betrieb der Schiffs- und Maschinenbauanstaltgesellschaft Germania in Berlin und Kiel überlassen.

Die hauptsächlichsten Fabrikationsgegenstände der Gusstahlfabrik in Essen sind Geschosse (bis Ende 1898 mehr als 37 000 Stück geliefert), Geschosse, Zylinder, fertige Munition etc., Gewehrteile, Kanonenlatten und Kanonenrohre für alle geschlossenen Teile der Krupp'schen Eisenbahnmateriale, Maschinen für jeder Art, Stahl- und Eisenbleche, Walzen, Werkzeugmaschinen und anderes. Auf den Hüttenwerken wurden im Jahre 1897/98 im Durchschnitt täglich zusammen circa 2400 Tonne Eisenerz (48 000 Zentner) aus eigenen Gruben verhüttet. Die Hüttenwerke lieferten aus dem eigenen Erz (ohne Eisenerz) betrug im Durchschnitt pro Arbeitstag circa 3600 Tonne (7200 Zentner). Im Jahre 1897/98 wurden verbraucht an Kohlen und Koks: in der Gusstahlfabrik Essen 786 415 Tonne (im Durchschnitt pro Arbeitstag circa 2620 Tonne oder sieben Eisenbahnzüge à 38 Wagen von 10 Tonne), auf den übrigen Werken und eigenen Dampfern s. 413 195 Tonne, also im ganzen in allen Betrieben der Firma 1 199 610 Tonne oder rund 4000 Tonne pro Tag.

Nach der Aufnahme vom 1. Januar 1899 betrug die Gesamtzahl der auf den Krupp'schen Werken beschäftigten Personen einschließlich 32 120 Beamten 41 750. Von diesen entfallen auf die Gusstahlfabrik Essen 25 133, das Grusonwerk in Rudau 3554, die Germaniaerzwerke in Kiel 2726, die Hüttenwerke, Schiefelschlag Meyen s. 10 943.

Graf Waldow'sche betragte sich im Reichstage darüber, daß die Sozialdemokratie einen Staat im State bilde. Er mag sich nach dem Krupp'schen „Staat im State“ ansehen und sich die Frage beantworten, welcher „Staat“ dem State schließlich gefährlicher ist.

Das neue Alters- und Invalidengesetz ist, wie wir schon mittelten, nunmehr veröffentlicht worden. Es tritt in seinen materiellen Vorschriften am 1. Januar 1900 in Kraft, soweit sich keine Bestimmungen über die Verkettung oder Veränderung der zur Durchführung der Invalidenversicherung erforderlichen Einrichtungen beziehen, schon mit dem Tage der Verkündung. Für die Landeszentralbehörden wird namentlich die Prüfung eines etwaigen Bedürfnisses für die Errichtung von Rentenstellen in Frage kommen. Hauptpflicht aber werden sich naturgemäß die bei der Versicherung unmittelbar thätigen Organe, wie Versicherungsanstalten, Klassen, untere Verwaltungsbehörden, Reichsversicherungsamt, mit der Neugestaltung der Verhältnisse befassen müssen. Obwohl der zur Verfügung stehende Zeitraum nicht allzu weit bemessen ist, hofft man dennoch zur rechten Zeit mit allen Vorbereitungen fertig zu sein, so daß die neuen Einrichtungen mit dem Beginn des nächsten Jahres, ohne Schwierigkeiten praktisch werden wirksam werden können.

Marinehoffizier. In der Broschüre eines pensionierten hohen Marinehoffiziers wird gesagt, Deutschland müsse seine Seemacht so vergrößern, daß sie der englischen Flotte gegenüber sei, da England als Gegner Deutschlands in erster Linie in Betracht komme. Man sieht, bis zu welchem lächerlichen Wahnsinne die Marineexerzieren schon gediehen ist!

Die Sächsischen der Regierung, die Agrarier können auf einen neuen Erfolg zählen. Von dem westpreussischen Schiefelschlag beim Zähringen-Dammern sammelten bisher Kinder und Erwachsene nach Beendigung des Scharfzählens die Sprengstoffe, lieferten sie im Depot ab und bekamen dafür nach dem Gewicht der gesammelten Sprengstoffe Bezahlung. Um nun diese Arbeiterkräfte nicht der Landwirtschaft zu entziehen, ist angeordnet worden, daß fortan von Zivilpersonen keine Sprengstoffe gesammelt und zum Verkauf angeboten werden dürfen.

Ein Regen von preussischen Orden hat sich über die Angehörigen des Fürstentums Monaco ergossen, wie aus der neuesten Nummer des preussischen Staats-Anzeigers zu ersehen ist. Welche Verdienste diese Leute aus Monaco um Preußen sich erworben haben, wird leider nicht gesagt, erlaubt sich die Dürftigkeit hierzu zu bemerken. Sollte sie hierbei nicht an das schöne Wort denken können: „Warum in die Ferne schweifen etc.“ Wie viel Dekorirte laufen nicht bei uns herum, deren „Verdienste“ ihren Züchtlern ein ewiges Rätsel bleiben.

Was uns not thut. Der christlich-aboluto monarchische Reichsbote verlangt nach einem Heiden der Zukunft, einem christlich-ökologischen Mann, wie etwa Moon es war, nach einem Mann, „der kämpft vor dem Thore steht und das gute Recht der Obrigkeit verteidigt, aber nicht wie ein müder Rekrutend des Landes, jählich im Dagonen in die Welt, während die Aerte der sozialistischen Eroberer, an das Staatsgebäude domieren!“ — Das ist sehr hübsch gesagt, aber nicht ganz richtig. Die „Aerte der sozialistischen Eroberer“ können nicht mehr an das Staatsgebäude domieren, weil dieses scharf-

materialische Zerstörungswut längst demoliert hat. Keine Aerte blühen in den Händen der „sozialistischen Eroberer“, sie tragen Kelle und Spaten.

Eine zeitgemäße Erinnerung. Falls die liebevolleren Männer, welche die akademische Freiheit im Lager der Reaktion behält, einmal neue Zusagen für unsere Hochschulen in Vorschlag bringen wollen, so empfehlen wir ihnen — so schreibt die Berl. Volksztg. — auf die nachstehenden Grundsätze juristisch zu greifen, die wir in der Sitzungsurkunde einer deutschen Unterfahndung finden: „Wer sich erklährt, einen eigenen neuen Gedanken zu verfolgen oder wer gar keine Grenzen über die der Aerten zu stellen mag und deren Lehren entgegen zu treten sich herausnimmt, der soll als ein Verächter des Heiligen angesehen und als lächerlich erachtet werden; denn solche Annahme kann allen ihren Grund haben in Unkenntnis der Lehren des Altertums, in Unwissenheit und Stumpfheit!“ So zu lesen in dem Sitzungsprotokoll der 1576 begründeten Academia Julia Carolina zu Delmited. Die einst berühmte Unterfahndung ist zwar vor neunzig Jahren aufgehoben worden, aber auf dem Boden, der ihre Trümmer deckt, liegt noch jetzt der Obermenschen Zerfall über die Tünder der modernen Welt und scheint sich nach der „guten alten“ Zeit.

Arbeiter und Studenten. Der Jahresbericht der Universität Göttingen ergeht, daß im vorigen Jahre nicht weniger als 254 Studenten dieser Hochschule wegen Ausbleibens bestraft worden sind. Es ist das der vierte Teil der Göttinger Bevölkerung im Jahre 1900. Von 1000 Arbeitern im Jahre 1900 waren bestraft, von 100 Studenten bestraft 25 Ausbleibungen! Darum hat mit einer Judikaturvorlage gegen Studenten, die ungleich berechtigter ist als die gegen Arbeiter.

Schnur vor Schnur! Vor der Strafkammer des Braunschweiger Landgerichts hatte sich der Polizeiergentant Julius Petrus aus Wambitz wegen Freiheitsberaubung und Körperverletzung im Amte zu verantworten. Am Nachmittage des 22. Februar vorigen Jahres befand sich der Angeklagte und der Händler Geng in dem Wobelerischen Gasthause zu Wornitz. Als der Wobeler Petrus von dem Händler Geng 5 M., die letzterer ihm schuldig sein sollte, verlangte, geriet er beide in Wortwechsel. Der Angeklagte wußte sich ein und sagte zu Petrus, er solle den Geng doch verlassen, worauf Petrus ihm erwiderte, daß im Lokale der Wirt die Polizei für die Nummer forderte der Galtwirt Wobeler den Polizeiergentanten und den Geng zum Verlassen seines Lokales an, was diese auch thaten. Geld darauf ging auch Petrus hinaus und forderte den auf seinen Wagen fahenden Geng zurück, worauf Petrus von W. auf. Als dann Geng auf Petrus mit seinem Beistand einwirkte, laute der Polizeiergentant: „Da ich ihn hau ihn, ich beziehe es.“ Wobeler sagte der Angeklagte den Petrus an einem Arm und erklärte ihm ohne Grund im Vorhinein, Geng zwang von seinem Wagen und sagte der Petrus, welcher inzwischen von dem Angeklagten zu Boden geschlagen war, an dem anderen Arm. Der Polizeiergentant und Geng setzten hierauf den Petrus, obgleich er erklärte, freiwillig folgen zu wollen, nach dem Polizeiergentanten. Dort ließ der Polizeiergentant Behrend dem Petrus, als dieser sich weigerte, seine Parolhaft von 300 M. herauszugeben, wiederholt in die Sack stecken. Die Strafkammer erachtete den Angeklagten für schuldig und ertheilte die Lebensstrafe desselben mit 3 M. und 1 Woche Gefängnis.

Wegen Raubverleumdung wurde in Braunschweig der Arbeiter Christian Becker aus Holtershausen zu 7 Monaten Gefängnis verurteilt.

## Ausland.

Oesterreich. Eine von 6000 Personen besuchte sozialdemokratische Protest-Verammlung in Wien gegen die neuen Steuerverordnungen wurde, da der Abgeordnete Verkauf die Regierung in scharfer Weise angriff, aufgelöst, was großen Tumult hervorrief, der sich auf die Straße fortplante. Die einschreitenden Radfahrernschaften zu Fuß und zu Pferde zerstreuten die Teilnehmer.

In Graz forderte am Dienstag in einer von mehreren Tausenden besuchten sozialdemokratischen Frauen-Verammlung die Gattin des Wiener Genossen Popper zur Organisation der weiblichen Arbeiter auf und befragte sodann die neue Zuckerkücher, die auch von den Frauen bekämpft werden müsse. Eine diesbezügliche Resolution wurde angenommen. Nach Schluß der Verammlung kam es auf der Straße, wo eine große Menschenmenge angeammelt war, zu stürmischen Demonstrationen und infolgedessen zu einem Zusammenstoß mit der Wache.

Frankreich. Am 3. August verammelt sich die von den verschiedenen Gruppen der Sozialisten einberufene Kommission, welche über die Frage des für den September festzusetzenden nationalen Sozialistenkongresses und über die denselben voraussetzende Tagesordnung entscheiden soll. In Paris ist nicht ohne Grund herrscht die Ueberzeugung, daß Lazard, welcher Willard die Annahme des Parteiprogramms empfahl, als Sieger hervorgehen wird.

Kraus hat an Jahres geschrieben: „Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen meine tiefe Bewunderung für die unerschütterliche Art auszusprechen, in der Sie die Ehre des französischen Sozialismus in der Dreißigjährigen Kriege verteidigt haben. Ich kann mir keine verbängnisvollere Gattung für eine











## Von den Nimmerfatten.

Die Freiheit der Agrarier kennt keine Grenzen. Unter dem Titel: **Wirtschaftliche Gerechtigkeit**, veröffentlichte unlängst die Deutsche Tageszeitung einen Leitartikel, in welchem einmal wieder das ganze Klagegitter durchgenommen wird. Eine gute Ernte ist zwar in Aussicht, aber das Agrarierblatt fürchtet, daß die Steuern nicht die geminderten Erträge ersetzen. Das bürokratische Vermögungsrecht ist ganz verhasst, aber das Verbot hat nicht geholfen. Immer noch suchen die Händler zu billig als möglich einzukaufen, das was verbrüht werden. Das Agrarierorgan weist auf die Lage der Industrie hin, indem es schreibt:

Die Stahlindustrie braucht z. B. nicht zu befürchten, daß das Ausland sie auf ihren weitestgehenden Märkten in irgend höherer Weise bedrängt, ja sie ist in der angenehmen Lage, die Preise ihrer Produkte nach ihren Leistungen selbst bestimmen zu können, und niemand vermag es ihnen abhandeln das Fertigungsmaterial doch auch zu den notwendigen Lebensbedürfnissen gehört. Die Stahlwerke werden erstens deshalb auch sehr bedeutende Gewinne, ja ihr steigendes Gedeihen schädigt sogar insofern die Landwirtschaft, als ihr dadurch immer mehr die Absatzmärkte entzogen werden.

Die Arbeiterschaft findet nicht Staatsbürgern mit Rechtsanspruch, sondern Vermögensobjekte, welche eigentlich den Junkern gehören, denen sie durch die Industrie entzogen werden. Dann kommt das Appetitregulatorium der Agrarier mit folgenden Zügen:

Wirtschaftliche Gerechtigkeit fordern wir, weiter nichts; es soll Licht und Schatten gleich verteilt werden, der Staat soll durch seine Vergebung dafür Sorge tragen, daß auch die Landwirtschaft, welche in ihren Leistungen vollkommen auf der Höhe der Zeit steht und fortwährend vorwärts geht, die ihr gebührende Rente abzurufen. Das Reich hat der Landwirtschaft gegenüber eine schwere Schuld auf sich geladen, als es ihr den unbedingt nötigen Schutz verweigerte. Diese Schuld muß es einlösen, das gebietet ihm nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch sein eigenes Interesse.

40 Millionen Brantweinbesitzende, 27 1/2 Millionen Zuckerräume, ungezählte Millionen durch die Getreide-, Vieh-, Holz- und andere Hölzer haben die Agrarier alljährlich, ohne daß sie eine Gegenleistung dafür zu erbringen haben, und doch ist das Reich bei den Agrariern in schwere Schuld gekommen, das ist einem Menschen mit gesundem Verstand rätselhaft. Vor 1879 hatten wir gar keine Getreidezölle. 1879 wurden solche in Höhe von einer Mark eingeführt, 1888 wurden sie auf drei Mark erhöht, und gegenwärtig hat der Branntwein 3,50 Mk. zu entrichten. In der Periode von 1887—1892 sind gar 5 Mk. erhoben worden. Die Schuld des Reichs besteht darin, daß die Agrarier glauben, weil in der Periode von 1879—1887 drei Erhebungen des Zolles stattfanden, in je acht Jahren drei Erhebungen stattgefunden haben. Da dieses durch die Handelsverträge auf 12 Jahre vermindert ist, ist das Reich Schuldner der Junker geworden.

Die Schlot- und Krautjunker rechnen immer nur mit zwei Faktoren: Industrie und Landwirtschaft. In der Fabrikation und Grundbesitz. Die Arbeiterklasse wird stets nur als Ausbeutungsobjekt behandelt. Die Arbeiterklasse ist das Element, welches neues Brot essen lernen. Schwamm trinken, mit einem Worte die Lebensarbeit ausführen. Die Arbeiter sollen für niedrigen Lohn arbeiten, für alle Mühseligkeiten ruhig gelassen lassen und dem Himmel danken, daß ihnen das Glück zu teil geworden ist für Herren arbeiten zu dürfen, die unerträglich sind. Nam die Landwirtschaft in der jetzigen Gestalt nicht bestehen, dann wäre es Zeit, daß der Grund und Boden verstaatlicht würde und man eine Wirtschaftsform einführt, bei der die Landwirtschaft nicht mehr auf Viebesagen angewiesen ist. Das Geheiß nach Viebesagen ist die Bankrotterklärung des Junkertums. Nach einem Naturgesetz müssen die Teile zu Grunde gehen, die sich im Kampfe ums Dasein nicht halten können.

## Was einen Oberbürgermeister schmerzt.

Auf dem in Greis abgehaltenen Thüringer Städtetag hielt Bürgermeister O. Herzig aus Othra ein Merkmal über öffentliche Büchereien und Bibliotheken. In der Diskussion über diesen Vortrag bemerkte der Oberbürgermeister Singer aus Jena u. a.:

Ich halte diese Einrichtungen zwar für wünschenswert, nicht aber für durchaus notwendig, da ich ein Bedürfnis, unterem Volke nach mehr Gelegenheiten zu sehen zu bieten u. als es jetzt schon hat, nicht in eine öffentliche **anerkannt** kann. In solchem Grade, wie es auch notwendig sind dringlicher Aufgaben, welche von den Gemeinden zu lösen sind. Eine davon ist von dem Referenten so gestreift worden: Die Wohnungsfrage und die Regelung des Schularbeitens.

Ich teile vollständig den Standpunkt des Referenten, daß nur gute Bücher dazugehört werden dürfen. Bei der nicht unbedeutlichen Uf akademischen Vereinfachung, die sehr oft zur Halbgebildung führt, ist es notwendig, daß von dem Leiter der Anstalt die Intelligenz der Bücher an die einzelnen Verbands- und Altersklassen streng überwacht wird. **Sollten ausgesprochenen müssen sozialdemokratische Bücher und Schriften sein.**

Leider ist in unterm Jena eine größere jährliche Anwendung aus einer unter staatlicher Aufsicht stehenden Verhältnisse davon abgesehen gemacht worden, daß auch sozialdemokratische Bücher und Schriften in der Bibliothek aufbewahrt werden. Das halte ich für sehr bedauerlich, da Sie wohl mit mir übereinstimmen werden, daß z. B. Bebel's Rede über die Sozialdemokratie (1891) ein Buch ist, das in der Senner Bibliothek sozialdemokratische Schriftstücke ausliegen, ist dem Leiter der Bibliothek verboten, von der Bibliothek zu unterrichten. **Aus diesem Grunde** müssen die Gemeindebehörden der Verhältnisse auch sich gegenüber stehen.

Also, wenn Sie Verhältnisse gründen wollen, dann tun Sie es erst, wenn Sie die notwendigen finanziellen Aufgaben werden gelöst haben. Dann aber ist die ganze Kontrolle und durch Sie keine Schriftwerke der Sozialdemokratie.

Die Stiftung, von welcher vorliegend die Rede ist, ist die hochherzige Carl-Zeitung in Jena, deren Begründer Prof. Dr. A. Abbe eine Erklärung gegen die Thüringer Ausführungen veröffentlicht hat. Prof. Abbe weist darauf hin, daß allerdings das Institut seiner Stiftung die strengste Neutralität gegenüber allen politischen und religiösen Parteien verlangt und daß da selbstverständlich auch die sozialdemokratische Literatur in der Verhale mit anzulegen ist, wie auch agrarische, antimilitärische Literatur ausliege. Die Singsinger'sche Fassung lasse

dagegen die Meinung aufkommen, es sei der Verhale eine besondere Bedingung gerade wegen der sozialdemokratischen Literatur anzulegen worden. Das sei nicht der Fall. Herr Abbe fährt dann fort:

Im übrigen hat bei dieser Gelegenheit Herr Singer die in Betracht kommende Stelle wiederum als eine unter hohem literarischem Auffassung stehende Nimmerfatten größerer Art empfohlen. Auch in diesem Punkt ist das, was er jetzt nicht ganz unwichtig. Dem bekanntlich steht jede Stiftung, die juristische Persönlichkeit besitzt, unter staatlicher Aufsicht — nämlich unter der Aufsicht darüber, daß ihre Verwaltung dauernd in der Einkommensverteilung der Stiftung ungesunken, auf Grund welcher die landesrechtliche Bestimmung erteilt und das Recht der juristischen Person verliehen wurde. Unter dieser staatlichen Aufsicht steht also, selbstverständlich, auch die Carl-Zeitung. Aber weil das selbstverständlich ist und dessen Erwähnung eine leere Zantologie wäre, hat von den Jährgängern des Herrn Singer keine Anmerkung kommen, daß es sich bei der „unter staatlicher Aufsicht stehenden“ Stiftung nur um diese staatliche Aufsicht handelt. Die Herren haben vielmehr den Redner dahin verstanden, daß es auf die besondere, gerade den Teilnehmern an einem Städtetag wohlbekannte Funktion hinweise, kraft welcher Staatsbehörden „von Staatswegen“ genehmigen, anordnen und verbieten. Folglich hat Herr Singer seinen Jährgängern in Greis den Gedanken beigebracht: die annehmbare besondere Funktion der Stiftung zu Gunsten der sozialdemokratischen Literatur, als welche sich ihnen, gemäß der Ausdrucksweise des Redners, die Neutralitäts-Bedingung darstellte, werde „leider“ aber nicht nach irgend einer Behörde des Großherzogtums wenigstens insofern unterworfen, als diese nicht von ihrem Aufsichtsbereich behufs Verhinderung Gebrauch mache. Und es ist nun ganz unrichtig — und jedes Wort falsch, das die hier vorgetragenem thematischen Verhältnisse kennt und zugleich das Statut der Carl-Zeitung kennt. Denn, wie antwortlich immer die der heiligen Verhale auferlegte politische Neutralität von irgend einem Standpunkt höherer Politikwissenschaft irgend wie erdienen sein möchte, ist es nicht sein, welche Art, welche Art, und von dem gegenwärtigen Verhältnisse das Recht oder auch nur das Recht gehabt hätte, das geringste hieran zu ändern.

Der Herr Oberbürgermeister Singer kennt die tatsächlichen Verhältnisse und kennt das genannte Statut; denn dieses ist der Grundlage besonders angedeutet worden. Zudem hat er über den obigen Punkt schon einmal, aus einer anderen Veranlassung, von mir, der ich hierüber doch etwas wissen muß, eine öffentliche Belehrung erhalten, die unwiderprochen geblieben ist. Und endlich kann ihm auch nicht entgehen sein, daß ein amtlicher Appell an die verehrliche Behörde, den er, wie er auch zum ersten in einer ähnlichen Angelegenheit sich bemüht hat, nicht die geringste Beachtung gefunden hat. Weshalb nun verbreitet er in Jena, die er als Vertreter der Stadt Jena hält, seine Kunde von der „staatlichen Aufsicht“ immer noch ungewissen weiter.

Was außerdem Herr Singer seinen Kollegen in Greis nun berichtet hat — daß die Verhale seitens der Militärbehörde konfiszieren ist und daß die Gemeindebehörden ihr „sich gegenüber“ stehen — ist beides ganz richtig, wenn unter Gemeindebehörden der Herr Oberbürgermeister in der Verhale verstanden wird, der die hier vorgetragenem, wird, was sonst nur euphemistisch nach so bezeichnet. Beides, der Konfiskation und das Gegenüberstehen, haben, wie mir bekannt ist, in weiten Kreisen Unläch zu lebhaftem Bedauern gegeben. Aber dabei bedauert wird, ist aber nicht die Verhale, die die Abfuhr des Herrn Singer durch den Begründer der Stiftung, so hat nun auch der Vorstand des Verhale-Vereins zu der Angelegenheit Stellung genommen und u. a. folgendes erklärt:

Nach § 3 unserer Statuten ist bei Auswahl des auszuführenden und Annahme des angebotenen Verhale's freigeige Neutralität gegenüber allen politischen, wirtschaftlichen und religiösen Parteien einzuhalten unter Vorbehalt möglicher Ausnahmen der Einrichtungen des Vereins zu Gunsten einzelner Parteien.

In unterm Gemüthung hat auch der jüngst an die Magistrat oder anderen deutschen Städte verlauchte Anruf der Comenius-Gesellschaft, der die Kommunen zur Gründung einzelner Bibliotheken und Büchereien zu ermahnen, die hier befolgt Grundzüge als die kleinempfehlenswerten anerkannt.

Diese Zustimmung ist um so wertvoller, als die in dem Anruf empfohlenen Grundzüge nicht nur die Unterdrückung von ca. 100 Bibliotheksbüchern oder Mangeln tragen, darunter diejenigen der besten Bibliothek und Büchereien, sondern auch die hier befolgt Grundzüge des Thüringer Bibliothek-Verein, fordern auch etwa von 50 anderen hochangesehenen und zumeist in hervorragenden Stellungen befindlichen Männern unterzeichnet worden sind, deren Verlässlichkeit in solchen Fragen von seinem Gedeihen beweisen wird.

Von der allgemeinen, aus Gründen militärischer Disziplin verhängenden Anordnung der Militärbehörden, den Soldaten den Reich oder Volk zu verbieten, in denen sozialdemokratische Zeitungen ausliefern, konnte annehmend auch die Verhale nicht ausgenommen werden. Da die militärischen Verhältnisse eine mehrjährige Dauer haben, so werden die hier vorgetragenem Anordnungen bedürfen. Wenn aber „aus diesem Grunde die Gemeindebehörden“ der Verhale sich gegenüber stehen müssen, wie Oberbürgermeister Singer meint, so entzieht sich die Verhale dieses Standpunktes unterm Verhale's Handlung.

Bisher hatten wir angenommen, daß deutsche Gemeindebehörden, zumal diejenigen einer Universitätsstadt wie der untermigen, die ihren Auf gerade auch der in ihr herrschenden Weisheit erhebt, in Fragen der Verhale'schkeit, die von der Verhale'schkeit abhängen, als in militärischen letzter liegen. Wir glauben nicht, daß es in Deutschland noch einen zweiten Gemeindevorstand giebt, der die Selbständigkeit und Freiheit der kommunalen Verwaltung niedrig genug einschätzt, um sich, wie hier geschehen, in Widmungsfragen ganz in den Dienst militärischer Anordnungen zu stellen.

Von Standpunkte der bürgerlichen Gesellschaft aus sollte man es freudig begrüßen, wenn Antisite erwidert werden, welche die vertriebenen Bevölkerungskreise in den Stand setzen, sich wechselseitig mit den von ihnen vertretenen abweichenden Meinungen zu vernehmen, und so die Verhale'schkeit des Arbeiterbewegung ermöglichen, andere zeitliche Nahrung als einseitig sozialdemokratisch zubereitete zu genießen.

Unser Verhale, die größte des Kontinents, ist zu unterm Freude der Gegenwart allseitige Anerkennung der Sozialdemokratie. Ihre Einrichtungen dienen den vertriebenen Anhalten zumeist als Vorbild. Die Behörden anderer Kommunen, selbst größerer Städte, senden Vertreter nach Jena, ehe man zum Studium unterm Einrichtungen.

Aus der Oberbürgermeister von Jena hat von den Behörden von Greis ein solches Verhalten freiwillig gegenübergestellt. Den Grad seiner Abneig-

ung bekundet die Thatfache, daß er sich bis jetzt noch nicht einmal bemüht gesehen hat, die Räume unterm Anhalt zu bereiten. Wie er sich persönlich zu ihr stellt, ist keine Sache. Seine abgünstige Stimmung vermag die erregte Wirksamkeit unterm Anhalt nicht zu begründigen. Wenn er aber öffentlich auftritt, um über die Verhale'schkeit sich zu verbreiten, zumal vor einer Versammlung, deren Mitglieder nicht in der Lage sind, die Mithatigkeit seiner Darstellung zu prüfen, dann haben wir das Recht zu fordern, daß er sich über die bestehenden Verhältnisse genauer informiert, bevor er es unternimmt, eine Anstalt wie die untermigen durch eine absperrende und zugleich verächtliche Kritik in der öffentlichen Meinung herabzusetzen.

Sie meinen, Herr Oberbürgermeister Singer darf durch diese untermige Maßnahme untermigen gehindert sein. Das ist nicht seine sozialpolitische Blutdurstung durch die Maßnahme befreit worden, wegen wir nicht zu hoffen. Er wird deshalb seine Schmerzen weiter tragen müssen, und die Verhale'schkeit wird mit ihrer auch sozialdemokratischen Literatur weiter gehen, Anrechnung finden und Bildung und objektive Beurteilungsweg verbreiten.

## Soziales.

**Für welche Arbeiter gelten die Schutzbestimmungen noch?** So oft wie die Fabrikanten gegen die Bestimmungen verziehen, und irgend ein formeller Grund erhoben. Der beliebteste Grundverweigerungsgrund ist die Erklärung, daß der Betrieb keine Arbeit ist, also die §§ 135 bis 139 der Gewerbeordnung zweifellos gelten, dann jagt man: der jugendliche oder weibliche Arbeiter war zwar in der Fabrik beschäftigt, aber er gehörte nicht zu den Fabrikarbeitern. Die Kreisler Strafammer fällt am Dienstag eine für Industrielle bemerkenswerte Entscheidung. Ein Arbeiter-Eidenbrot stand unter der Anlage, drei Fabrikmädchen an den Sorabenden von 8 bis 10 Uhr abends über 5 Uhr nachmittags hinaus beschäftigt zu haben. Der Fabrikant macht geltend, daß die Mädchen nicht als „Fabrikarbeiterinnen“, sondern als Handlungsgehilfinnen zu betrachten seien, weil ihre Thätigkeit außer der Reinhaltung der Geschäftsräume in der Fertigung der Ware für das Vater betriebe. Der Vorsitzende der Kammer, der als Sachverständiger geladen war und in den betreffenden Betrieb Einsicht genommen hatte, bestätigte, daß die Mädchen keine fabrikmäßige Thätigkeit ausübten. Auch nach seiner Meinung sind die Mädchen nicht als Fabrikarbeiterinnen zu betrachten. Staatsanwalt und die Richter pflichteten dieser Auffassung bei und es erfolgte Freisprechung.

Würden die Arbeiterinnen irgend eine für Handlungsgehilfinnen geltende Bestimmung für sich geltend machen, dann würde ihnen schon begünstigt gemacht werden, daß die Fabrikarbeiterinnen sind.

**Die wirtschaftliche Entwicklung seit in Deutschland mit Rekordzahlen vorwärts.** Während 1888 noch 42 1/2 Prozent der deutschen Bevölkerung der Landwirtschaft angehörten, war diese Ziffer schon 1895 auf 35 1/4 Prozent gesunken. Dabei förderte die Ausnutzung des Kleinviehs durch den Großvieh rapid vorwärts. 1895 waren in Deutschland insgesamt 5 555 317 landwirtschaftliche Betriebe vorhanden mit 32 1/2 Millionen Hektar Fläche, aber die Fläche war folgendermaßen verteilt:

Betriebe	Prozent der Betriebe	Prozent der Gesamtfläche
unter 2 Hektar	18,28	9,57
2 Hekt. bis 5 "	17,97	28,96
5 " " 20 "	5,07	30,40
20 " " 100 "	0,45	25,49
100 Hektar und darüber	0,45	25,49

Also kurz und bündig: Die noch nicht ein halbes Prozent ausmachenden Großbetriebe umfassen mehr als ein Viertel der gesamten Fläche!

Bei den Großbetrieben (über 400 Morgen oder 100 Hektar) zeigt sich folgendes Bild von Fläche und Betriebszahl:

Zahl der Großbetriebe	Proz. der Fläche	Proz. der Betriebsfläche	
In Ostpreußen	17,651	1,1	47,9
Nordwestdeutschland	2231	0,2	9,2
Westdeutschland	3405	0,4	19,5
der Rheinprovinz	303	0,1	5,1
Südwestdeutschland	804	0,1	5,2
Südostdeutschland	587	0,1	3,5

Daraus ergibt sich ohne weiteres, wie sehr man Recht hat, Ostpreußen als das Paradies der Agrarier par excellence zu bezeichnen. In den einzelnen Bezirken dieses Agrarierparadieses gestaltet sich die Sache so, daß Sommer, Winter und Mecklenburg am weitesten auf dem Wege des Großbetriebes fortgeschritten sind, denn dort umfaßt der Großbetrieb 54,9, 58,5 und 61,0 Prozent der Gesamtfläche!

Derselbe Zug wie in der Landwirtschaft macht sich in der Industrie geltend. Es entfielen auf:

	Im Jahre 1882	Im Jahre 1895
Gärtnerei	25 350 Personen	50 002 Personen
Fischerei	41 856	10 788
Berg- u. Hüttenwesen	413 705	515 286
Textil- u. Erdbarbeiten	300 336	505 983
Metallindustrie	200 697	406 421
Waldindustrie	200 828	459 855
Chemische Industrie	56 308	94 000
Leinwand	32 208	45 189
Textilindustrie	530 040	744 114
Populärindustrie	81 450	127 540
Waldindustrie	84 005	103 380
Leinwand	233 804	377 498
Nahrungsmittel	701 078	738 508
Leinwand	373 077	529 578
Baugewerbe	396 497	829 474
Bergbau	57 527	104 880
Montanindustrie	7 225	9 962
Sondergewerbe	316 314	589 056
Verkehrswesen	1 340	1 616
Verkehrswesen	99 348	146 731
Beherbergung	167 880	401 707

Das heißt mit kurzen Worten: Die Zahl der in den Angaben enthaltenen Arbeiter war von 4 226 032 im Jahre 1882 auf 6 871 504 im Jahre 1895 gestiegen, in dem kurzen Zeitraum von 13 Jahren also um mehr als zwei und eine halbe Million Personen.

## Lokales und Provinziales.

Halle, a. S., den 26. Juli 1899.  
Wahrhaft „fürchtliche“ Belohnungen gewährt der Eisenbahndienst denjenigen seiner Beamten, die durch ihren Fleiß auf die Befrieden der Passagiere den höchsten Grad der Zufriedenheit auszuweisen vermögen. Das erweist sich aus den abgedruckten Vorschriften über die Prämien-





# Zur Unterhaltung und Belehrung.

## Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1899

Donnerstag, 27. Juli

Nr. 30

### Das Los der Arbeit.

Skizze aus dem Leben.

Nach einem langen arbeitsreichen Leben der Treue und Rechtchaffenheit humpelt er mühsam leuchtend von Haus zu Haus, von Thür zu Thür.

Sein Rücken ist gekrümmt, seine Beine, seine Arme, seine arbeitsstarrten Finger sind gekrümmt, weiß glänzend leuchtet sein Scheitel, die Augen, die guten milden Augen sind trübe. Er war Schmied. In einem großen Dorfe arbeitete er durch 41 Jahre in ein und derselben Schmiede. Von weit und breit führte man ihm die Pferde zum Beschlagen zu. So gut wie er machte es keiner und selbst das störrigste Pferd wurde unter seinen Händen ruhig, fuhr er ihm streichelnd eine Weile durch die Mähne.

Zufrieden mit dem fargen Lohn lebte er, von allen gern gesehen, fröhlich und friedsam in der Mitte all dieser proghastigen Bauern und kleinen verschlagenen Keuschlern, die eifrig bestrebt waren, sich gegenseitig Uebles zuzufügen.

Ein lustig Uedchen preisend, stand er vor seinem Ambos, kraftvoll und unermüdet den Hammer schwingend. Schürzte er, den Blasebalg tretend, das Feuer, daß es aufleuchtend grelle Lichter auf sein Gesicht warf, dann tuschelten die Mädchen leise über die Schönheit und Bravheit des Franzl, der sich allen Dirndl gegenüber so gleichgültig verhielt.

Er war aber in Wirklichkeit nicht gleichgültig gegen sie. Er hatte sich nur ein eigenes Idealbild vom Weibe und dem Liebesglück im Gemüte geschaffen. Mit aller Reinheit des Empfindens wartete er auf dieses Glück, damit er seinen vollen Menschen der zu geben hätte, die er voll und ganz, mit jeder Faser, mit jedem Gedanken dereinst besitzen wollte.

Indessen war er gleich freundlich und gefällig gegen Burschen und Mädchen, half den alten Weiblein ihre schweren Lasten auf die Köpfe heben und stückte den Kindern alles alte Spielzeug zusammen.

Die Kinder liebten ihn ganz besonders! Scharenweise belagerten sie oft die Schmiede und sahen ganz verklärt in sein helles lachendes Gesicht, wenn er ihnen selbsterfundene Geschichten von den Feuermännchen und den Amboskobolden erzählte. Nahm er sie in den freien Minuten der Reihe nach schaukelnd und spielend auf die Arme, dann jubelten und jauchzten ihre Mäulchen in überströmendem Entzücken hell auf. Ein einziges Kind gab es im Dorfe, das ihm gegenüber ebenso sahen war, wie gegen alle Menschen und nur mit einigen Hausstieren Freundschaft hielt. Es war eigentlich kein Kind mehr, sondern ein halbwüchsiges Mädchen. Das ledige Nanele hieß es und war die Tochter einer Ortsangehörigen, die sich in der nächsten Stadt schlecht und recht durchdiente. Das Nanele verdankte ihr Dasein der flüchtigen Laune eines vornehmen Herrn, bei dessen Mutter die ihre längere Zeit diente. Da die Gemeinde für das blasse zarte Kind einem armen Weiblein monatlich durch ein paar Jahre 2 Gulden zahlte, erachteten es alle Ortsangehörigen groß und klein für ihr gutes Recht, das Nanele zu quälen — Spaß machen nannten sie es — und es weidlich auszunutzen.

So besuchte es nie eine Schule, sondern mußte sechsjährig schon zu den Bauern arbeiten gehen.

Ihr meint, so ein Kind könne noch nichts arbeiten. Weit gefehlt!

Da es nur für knapps Essen arbeitet, findet es genug zu thun. Kühe weiden, Garten jäten, Kinder wiegen und beaufsichtigen, im Herbst das Kraut von den schädlichen Würmern reinigen, die verstreuten Lehren hinter den Schnittern auflesen, kleines Astholz hacken und schichten, Geschirr abwaschen u. s. w. Durch vier Jahre war dies auch Naneles Arbeit. Mit zehn Jahren mußte es schon zum Schnitt mit, mußte dreschen, das Vieh versorgen, kurz alles das auch machen, was sonst nur Erwachsenen zukommt.

Da man dem Kinde reichlich vorhielt, was es der Gemeinde koste und was für eine Schande es für die „ehrbare“ Gemeinde sei, wobei es an rohem Spott über ihre Mutter und an unge rechten Flüßen nicht fehlte, war es kein Wunder, daß das arme Ding sahen und ängstlich allen Menschen auswich.

Daß der „Schmied Franzel“, dessen Gemüt die lautere Güte und Milde war, für dieses gehezte Kind tiefes Mitleid empfand, versteht sich wohl ganz von selbst.

Eines Sonntags nachmittags, als er seiner Gewohnheit gemäß durch den Wald streifte, traf er das Nanele schluchzend unter einem Baume an. Er setzte sich zu ihm, streichelte sein Haar und sprach ihm liebevoll wie ein Vater zu, bis es Vertrauen faßte und sein heißes Herz in leidenschaftlich ver zweifelten Worten überströmen ließ.

Von da an kamen die zwei einsamen Menschenkinder jeden Sonntag zusammen. Franzel unterrichtete das Kind im Lesen und Schreiben, so gut er es konnte, lehrte es alle Lieder, die er wußte, und hatte tiefe Freude an dem reichen Schatz von Gefühl und Verstand, den das Mädchen in sich trug.

Fünf Jahre später wurden sie, der reine Mann und das reine junge Weib — wie Franzel es bei seinem Ambos immer träumte — Mann und Frau. Sie verstanden und ergänzten sich, als seien sie thatsächlich zwei Personen mit nur einem Herzen, einem Kopfe. Ihr Glück war trotz der Dürftigkeit — Franzel hatte 10 Gulden monatlich — in der sie lebten, ein schrankenloses. Der einzige Schatten, der trübe in ihr Dasein fiel, war, daß sie kein Kind an Leben erhalten konnten. Sie starben alle, wie zärtlich die Eltern sie auch hegten und pfl egten. Nach zehn Jahren unendlichen Glückes starb dem Franzel auch das Nanele still und laglos. Der vornehme, wie gesehen Vater hatte ihm als einziges Gut die Tuberkulose vererbt.

Mit Nanele starb im Gemüte des armen Franzel alle Freude, alle Lust. Er wurde still und ernst. Nur gegen Arme und Unglückliche war er fast noch milder als zuvor, sonst sprach er selten mehr und dann schien es ihm, als klinge seine Stimme rau und fremd. Unermüdetlich aber schwang er den Hammer: „Er arbeitet für drei“, sagten sie.

Er wurde weiß und arbeitete noch, sein Rücken krümmte sich, er arbeitete noch, sein Atem begann schwer und kurz zu werden, er arbeitete noch. Aber eines Tages versagte der Arm, er konnte nimmer arbeiten.

Da begann es denn, was er für unmöglich hielt, das grauenhafte Leben des ehrlichen Bettlers.

Er glaubte, in der Gemeinde, wo er alle zufriedengestellt hatte, wo er 41 Jahre selbstloser Pflichterfüllung und schwerer Arbeit hinter sich hatte, seine paar letzten Lebensjahre in sorgloser Ruhe beschließen zu können.

Armer Franzel! Er erlebte, daß alle die Männer und Weiber, die er als Kinder auf den Armen geschaukelt hatte, die seinen Geschichten ehemals mit glühenden Neuglein zujauchzten, denen er Spielzeug verfertigte und an denen sein altes treues Herz noch heute mit einer gewissen Zärtlichkeit hing, ihn mit mißgünstigen Augen ansahen, mit rohen Worten ein Stück Brot zuwarfen. Und die Kinder dieser Leute verhöhten, verspotteten ihn, bewarfen ihn mit Steinen, von denen mancher blutig traf.

Wohl löste sich ein wilder Schmerzschrei aus seinem zuckenden Herzen los, aber er verstummte schon, ehe er an die Pfosten, die Rippen, kam. Wozu sollte er stöhnen, sich aufbäumen, es half ihm ja nichts. Sie waren ja alle plötzlich seine Todfeinde, seitdem sein Arm die Arbeit versagte, die Kinder, die Eltern, der Gendarm, der Richter, die ganze Gesellschaft, der ganze Staat. Er war für alle jetzt ein alter Vagabund, ein Landstreicher, wozu also sich in seiner reinen unentweichten Menschenwürde aufbäumen, wozu klagen? Der Gemeinbediener, der vom Vater des rohen Knaben manchmal eine Handvoll Kartoffeln geschenkt bekam, würde ihn püffend in den Kotter sperren, um nächstens zwei Hände voll Kartoffeln

zu kriegen, und der Richter . . . an, der würde wie ein Verurteilter mit ihm brüllen, zeigte er klagend seine Steinwunden, und würde ihn erbarmungslos wegen Vagabundage und Bettel verurteilen. Wozu klagst! Er ist jetzt ein Ausgestoßener, der die ganze Gesellschaft mit tödlicher Feindschaft gegen sich hat, lauernd, stets bereit, ihn zum Verbrecher zu stempeln. So humpelte er denn gesenkten Hauptes schweigend hinaus zu seiner Hütte, die, zerfallen und für Tier und Futter unbrauchbar geworden, ihm von der Gemeinde großmütig überlassen wurde.

Dort hat er sich Waldlaub zum Schlafen zusammengetragen und hat sich selbst einen primitiven Herd gebaut, auf dem er sein Mahl bereitet, wenn er außer Wasser auch ein wenig Mehl dazu hat. Eines Tages wird man ihn in dieser Behausung tot finden, erfroren oder verhungert, oder — beides zugleich. Niemand wird ihn zum Grabe geleiten, niemand ihm eine Thräne nachweinen, keine Menschenhand wird Blumen auf diese ehrwürdige Ruhestätte an der Kirchhofsmauer tragen. Der Priester wird mißmutig und eilig seinen Totensarg ableiern und sich fortspülen und die Gemeindepfropfen werden über das Proletariatsgesindel fluchen und schimpfen, das sich nicht einmal das Geld zum Begräbnis erspart.

Der Franzel aber liegt friedvoll draußen in dem vergrassenen Grabe, einer von den Millionen, die ihm noch folgen werden.

Wie lange? Wie lange? so fragen euch, Kinder der Arbeit und des Glucks, alle diese teuren kostbaren Gräber. Wie lange? — (Arbeiterwille.)

## Die Entdeckung des Bindegliedes zwischen Affe und Mensch.

Von Wilhelm Bölsche.

In unserer Zeit der Zeitungen ist scheinbar dafür gesorgt, daß auch die unwichtigsten Dinge in alle Winkel potaunt werden, wenn sie nur „neu“ sind. Und doch bekommt man manchmal einen Schrecken, wenn man sieht, wie langsam sich gewisse Thatfachen von höchster Wichtigkeit trotzdem ihren Weg erst bahnen müssen. Man begreift, daß es „Thatfachen“ giebt, die ebenso neu wie interessant sind, deren Verbreitung aber für große und einflußreiche Kreise ein Vergernis ist. In solchem Falle ist unsere ganze geprikelte Öffentlichkeit mit all ihren Zeitungen und Verbreitungsmitteln aber eher ein Hemmnis, ja ein umfassendes System planmäßiger und gewollter Hemmnisse, als eine wirkliche Förderung im Sinne allgemeinen Gedankenfortschritts.

Eine Thatfache, eine Entdeckung, aus neuester Zeit erfährt das scharf genug am eigenen Leibe. Es handelt sich um eine der gewaltigsten Thatfachen, eine der glänzendsten Entdeckungen, die das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Eine Entdeckung, die am Schluß dieses Jahrhunderts einen der größten Gedanken dieses Jahrhunderts weicht und frönt. Ich meine den Fund eines wirklichen Uebergangsgliedes zwischen dem Affen und dem Menschen. Dieses Uebergangsglied, dessen einstmalige Existenz die Lehre Darwins fordert, hat, wie wir jetzt wissen, vor Jahrtausenden auf der Insel Java wirklich gelebt. Knochenreste sind uns von ihm erhalten und sie liegen seit kurzem in einem europäischen Museum zu jedermanns Kenntnisnahme offen aus. Wer aber weiß das bis jetzt? In wie viel Köpfe ist die Kenntnis davon wirklich hinausgetragen, — eine Kenntnis, die zugleich eine ungeheure Propaganda für eine Weltanschauung bedeutet? Gerade weil das letztere der Fall ist, besteht in bestimmten Kreisen das Bedürfnis, die ganze Nachricht totzuschneigen, und die Macht dieser Kreise ist noch unberechenbar groß.

Es galt von Anfang an als der dem Gegner günstigste Einwandspunkt bei der ganzen Darwinischen Lehre, daß man sagte: es giebt ja keinen Affenmenschen. Hier steht ein Gorilla oder Orang-Utan, also einer der am höchsten entwickelten Affen. Und hier steht etwa ein Australneger, also ein möglichst niedriger Mensch der Erde. Wo ist die Brücke, das Bindeglied? So was giebt's nicht!

Darwin wies allerdings sofort in seiner wunderbaren schlichtsachlichen Darstellung auf eine einfache Erklärung hin. Der Mensch lebt auf der Erde jetzt seit Tausenden von Jahren. Im Sinne der gewöhnlichen Geschichtsforschung (ich meine jetzt die biblisch beeinflusste) sind es schon mindestens 7000 Jahre. Nimmt man aber jene älteste Menschencultur, die bis in die sogenannte „Eiszeit“ zurückgeht, hinzu, so vermehrt sich die Zahl der Jahrtausende zweifelslos noch ganz gewaltig. Jene älteste uns bekannte Kultur, rohe Steinwerkzeuge und andere Ueberreste menschlicher Thätigkeit, geht in Tage zurück, da bei uns in Deutschland noch Mammut-Gesanten, Nashörner und Löwen lebten und fossile Eis-Gletscher sich von Schweden her bis über die ganze norddeutsche Ebene erstreckten. Das muß sehr, sehr lange her sein. Nun muß aber logischerweise doch der

wirkliche „Ursprung“ des Menschen noch viel weiter zurückliegen. Wahrscheinlich, meinte Darwin, ging er bis in die sogenannte „Tertiär-Zeit“ zurück. Die ist nun wieder noch viel älter als die „Eis-Zeit“. Es war eine Epoche der Erdgeschichte, da in Deutschland noch Palmen wuchsen und Giraffen, Antilopen und andere Geschöpfe des fernen Afrika sich tummelten. Damals etwa hätte sich der Affe zum Menschen „entwickelt“. Damals also hätte das echte Uebergangsglied der „Affenmenschen“ existiert. Aber damals ist doch nicht „heute“! Warum muß denn notwendig heute noch jene Uebergangsform leibhaftig sich auf Erden herumtreiben? Warum kann sie nicht ebenso inzwischen ausgestorben sein wie jene Mammut-Gesanten der Eiszeit ausgestorben sind? Ihr genialer Abkömmling, der Mensch, hat sich infolge glücklichster Anpassung erhalten, ja zur Erdherrschaft heraufgearbeitet. Ihre Vorgänger, die echten Affen, haben sich an gewissen günstigen Stellen der warmen Länder ebenfalls erhalten, wenn schon auch sie inzwischen sich vielfältig noch wieder für sich ausgebildet haben mögen. Das Zwischenglied aber ist irgend welcher Ungunst der Dinge erlegen. Das war gewiß logisch denkbar. Aber der Gegner steifte sich nun einmal auf „Thatfachen“. Wie der ungläubige Thomas der Legende wollte er seine Finger auf die Dinge legen können. Gut, jagte er, das bewußte Uebergangsglied soll ausgestorben sein wie die Mammute ausgestorben sind. Aber von den Mammuten haben wir Knochen, ganze Skelette im Lehm Boden, ja im Eis Sibiriens noch ganze gefrorene Leichname. Warum giebt's von Affenmenschen nichts derart? Darwin mußte eine zweite allgemeine Möglichkeit anrufen. Wir haben gewiß heute noch versteinerte Reste von mancherlei entschwandnenem Gethier der Erde, Ichthyosauriern und Magatherien und so vielen andern. Aber im Grunde ist das doch nur eine kleine Auswahl. Nicht alle heute ausgestorbenen Tiere haben uns gerade Knochenreste hinterlassen. Und nicht alle hinterlassenen Reste sind uns zugänglich. Wenn die Knochen der Affenmenschen nun am Nordpol lagen? Oder in unerforschten Gebieten Afrikas? Oder in Gestein, das heute den Boden des Ozeans bildet, — oft genug sind ja Länder tief ins Meer versunken! Gewiß: das war eine echte und rechte Antwort, — in Anbetracht dessen, daß man die Knochen noch hatte. Aber besser wäre es doch gewesen, man hätte sie gehabt. Der Laie, der die Schwierigkeiten der Forschung nicht erblickte, konnte bei dem Gedanken erhalten werden, daß Darwin Ausflüchte mache.

Seit Darwins erstem Auftreten sind jetzt rund 40 Jahre verfloßen. Wiederholt ist in diesen Jahrzehnten das Gerücht aufgetaucht, daß irgendwo nun doch noch Reste von Affenmenschen entdeckt worden seien. Am meisten Aufsehen machte längere Zeit ein merkwürdiger Menschenschädel aus alten Tagen, der im Neanderthal bei Düsseldorf gefunden worden war und danach der Neanderthalschädel genannt wurde. Dieser Neanderthalschädel zeigte verschiedene Eigenschaften, die anscheinend noch direkt an den Affen erinnerten, vor allem eine affenartig niedrigere Stirn mit dick vorgruellenden Augenbrauen-Wülsten. Hatte also einst der Affenmensch bei Düsseldorf gelebt und besaß man in diesem Schädel noch einen echten Rest von ihm? Nachdem mehrere darwinistisch gesinnte Naturforscher die Frage im weitestlichen bejaht hatten, bemächtigte sich Virchow der Sache. Er legte an den Neanderthalschädel die schärfste Kritik an und kam zu dem Schlusse, der Schädel habe überhaupt keinem normalen Menschen angehört, sondern stamme von einem Manne mit krankhaft verblödetem Knochenbau. Alle die angeblich affenartigen Merkmale seien die Folgen krankhafter Verkümmernng und Verbildung. Virchow entwarf den folgenden verwickelten Roman vom Leben dieses armen Neanderthal-Menschen. Von Geburt an hatte er einen sehr langen Schädel und durch individuelle Besonderheit auffällig stark entwickelte Stirnhöhlen mitbekommen. In seiner Jugend hatte er dann die sogenannte englische Krankheit (Nachitis) durchgemacht, die den ersten Anlaß zu krankhaften Knochenveränderungen gegeben hatte. Trotz dieser bösen Kindheit war er aber nachher ein kräftiger Mann geworden, der manchen heftigen Strauß durchfocht; dabei war ihm mehrfach beinahe der Schädel eingeschlagen worden, und die schweren Verletzungen hatten abermals an seinem armen Schädel herumgeformt. Endlich als Greis war er denn von der Gicht befallen worden, die den Knochenveränderungen die Krone aufgesetzt hatte. Der Schädel dieses Unglücklichen konnte, zufällig über Jahrtausende vererbt, natürlich kein brauchbares Beweisstück für irgend welche Behauptung abgeben. So Virchow. Man fühlte seiner Beweisführung die ins Unwahrscheinliche übergehende Spitzfindigkeit an. Aber da sich gleichzeitig das Alter des Neanderthalschädels überhaupt nicht klar feststellen ließ und die Frage offen blieb, ob er überhaupt der menschlichen Urzeit und nicht gar der Neuzeit angehöre, so fand Virchow im ganzen Beifall, und wenn in der Folge noch ein Darwinianer sich auf diesen Schädel berufen wollte, so hieß es: Virchow hat ihn „widerlegt“. Virchow selbst, der die ganze Darwinische Lehre stets als eine ziemlich gleichgiltige und unabweisbare Vermutung von oben herab behandelt hat, verfehlte nicht, gelegentlich mit Pomp zu erklären, daß nach Beseitigung dieser und ähnlicher falscher Beweisstücke die ganze „Affenabstammung“ als „wissenschaftliche Frage“ endgiltig wieder in die Kumpel-



kammer geworfen sei, — man habe Besseres zu thun, als sich mit solchen mythischen Geschichten herumzuschlagen.

Darwin selbst starb leider schon im Anfang der achtziger Jahre, ohne noch einen Fortschritt nach dieser Seite zu erleben. Nochmals verfloß ein ganzes Jahrzehnt. Da aber kam der große Triumph. Im Beginn der neunziger Jahre machte ein holländischer Arzt, Eugen Dubois, Ausgrabungen auf der Insel Java. Er suchte nach den Knochen von Tieren, die vor vielen Jahrtausenden diese schöne Insel belebt hatten. Da fanden sich die Ueberreste feltamer, heute vollkommen ausgestorbener Elefanten, Nilpferde, Büffel, Fische, die gegen Ende jener oben erwähnten Tertiärzeit dort in Masse gehaut haben müssen. Und mitten zwischen diesen, unzweideutig uralten Knochen lagen ein Schädeldach, zwei Backzähne und der Oberkieferknochen eines ganz geheimnisvollen Wesens. Ein Wesen, so groß ungefähr wie ein ausgewachsener Mensch, mit einem echten Menschenbein, das einen aufrechten, „weibeinigen“ Gang sich bezugte, — dagegen mit einem Schädel, der in vielem noch ebenso unverkennbar an einen Affen erinnerte. Die wichtigen Fundstücke lagen in der einen Seitenwand eines Flußbettes, und zwar lagen sie so, daß man annehmen mußte, sie gehörten zu einer und derselben Person, die noch gleichzeitig mit jenen längst ausgestorbenen Elefanten und Nilpferden gelebt hatte. Nichts Geingeres lag diesmal vor — als wirklich und wahrhaftig der langgesuchte Affenmensch. Das Bein war, wie gesagt, ein „Menschenbein“, das heißt, das Bein eines Geschöpfes, das bereits gewohnheitsmäßig aufrecht auf zwei Beinen ging, als hierin schon den Affen entscheidend überholt hatte. Der Schädel aber erwies sich, je genauer ihn Dubois unterrichtete, als wahres Mittelglied zwischen einem Menschenschädel und einem Affenschädel. Obwohl nur ein Teil der oberen Hälfte, also das „Dach“ des Schädels erhalten war, ließ sich doch der Kubikinhalte des ganzen Schädels daraus berechnen. Die Ziffern dieses Kubikinhalts (also des Hohlraums, den der Schädel umschließt) ist natürlich von der größten Wichtigkeit, wenn man sich erinnert, daß in dem Schädel ja zu Lebzeiten das Gehirn geheselt hat, also das „Denkorgan“, durch dessen hohe Ausbildung der Mensch sich ja vornehmlich vom „Tier“ unterscheidet. Nun also: der Innenraum eines regelrechten Menschenschädels von heute mißt 1400 bis 1500 Kubikzentimeter. Der Innenraum eines Schädels bei den höchst entwickelten Affen (Gorilla oder Orang-Utang) mißt nur 500 bis 600 Kubikzentimeter. Der Innenraum des Schädels bei jenem geheimnisvollen Wesen auf Java aber mißt rund 1000 Kubikzentimeter. Man sieht: er hält genau die Mitte, 400 mehr wie ein Affe, 400 weniger wie ein Mensch. Es ist eben — der Affenmensch, das Bindeglied zwischen Affe und Mensch. *Phitecanthropus* (der Ton liegt auf dem *a*) *erectus*, zu deutsch der „aufrecht gehende Affenmensch“, hat Dubois das räthelhafte Geschöpf getauft.

Nun gab's natürlich zunächst noch großen Zwist unter den Gelehrten. Virchow und seine Anhänger versuchten noch einmal wie einst beim Neanderthalschädel den Gegenbeweis. Es ist aber Virchow diesmal übel ergangen. Als die Entdeckung von Dubois zuerst bekannt gegeben wurde, steifte sich Virchow auf eine Sache. Er behauptete rundweg: Schädel und Oberkieferknochen gehören nicht zusammen. Sie stammen von zwei ganz verschiedenen Individuen. Der Schädel stammt von einem echten Affen aus der Verwandtschaft des heute noch lebenden Gibbonaffen. Das Bein aber stammt von einem echten Menschen. Für letztere Behauptung brachte Virchow einen ansehnlich schlagenden Beweis. Der Beinmensch zeigt einen merkwürdigen Knochenkamm an der Innenseite. Da haben wir wieder einen alten Patienten, sagte Virchow, dieser Knochenkamm ist ein Ueberbleibsel eines nur langsam geheilten Knochenbruchs. Solche böse Krankheit hätte aber kein Affe überstanden, — das kann nur bei einem Menschen, der mit seinesgleichen im Sozialverbande lebte und mitleidige Pflege erfuhr, so ausgeheilt sein. Wie hübsch das klang. Nur schade, das Virchow sich hier selber eine Falle gebaut hatte. Dubois wies sofort absolut schlagend nach, daß beide Knochenstücke unzmöglich von zwei verschiedenen Personen herrühren könnten. Wenn aber der Schädel selbst einem Kenner wie Virchow noch als Affenschädel erscheine, das Bein aber schon als Menschenbein, so sei doch gerade dadurch aufs klarste erwiesen, daß der Träger dieses Schädels und Beins eben das echte Uebergangsglied zwischen Mensch und Affe gewesen sei. Jetzt freilich versuchte Virchow den Rückzug. Dann sei halt, gab er zu, auch das Bein ein Affenbein, und das ganze Wesen sei eben doch bloß ein echter Affe gewesen. Amsonst. Diesmal hat die Ansicht von Dubois durchgeschlagen wie selten eine Ansicht bei Sachautoritäten. Die Sache lag zu klar. Auch ganz naiven Gemüthern ging denn doch diesmal ein Licht auf, was von Virchows Art zu halten sei. Es ist ein gutes Ding um Vorsicht in wissenschaftlichen Schlüssen. Aber die Vorsicht bekommt einen bösen Beigeist, wenn man sieht, daß sie das Ergebnis vorgefaßter Meinung ist, die den Sieg als Schaden betrachten würde.

Aber im Grunde: was liegt hier an Virchow? Nicht um ihn handelt es sich ja, sondern um Darwin und um die Wahrheit des Entwicklungsgedankens. Mit der vollen Wucht einer

Thatfache wissen wir jetzt, daß ein Affenmensch auf Erden gelebt hat, ein Wesen, das genau in der Mitte zwischen Affe und Mensch stand. Unsere Spur weist nach Java, also auf die Grenze zwischen Asien und Australien, ganz nahe der einzigen Gegend der Erde, wo heute noch der Orang-Utang lebt. Möglicherweise bleibt aber, daß das nur eine Ecke des Verbreitungsgebietes war. Darüber muß uns die Zukunft belehren, die uns wohl noch mehr Reste dieses wunderbaren Geschlechts liefern mag, nachdem einmal der Bann gebrochen ist. Dubois selbst forschte emsig auf Java weiter, vielleicht ist ihm selbst noch einmal das Glück günstig. Die Hauptfrage aber ist für immer gelöst. Der „Affenmensch“ besteht fortan nicht bloß als Phantasiegebild im Kopf irgend eines Darwinianers. An dieser Stelle hat die Entwicklungslehre und die auf ihr erbaute Weltanschauung keine Lücke mehr. Die Knochen liegen im Museum. Und es gilt nur noch die Kenntnis dieser Thatfache allgemein zu verbreiten. Die Folgen werden dann in der wachsenden Ausbreitung freier und aufgeklärten Denkens von selbst sichtbar werden.

## Streifzüge durch die Kulturgeschichte in Briefen.

XXV.

Liebe Käthe!

Die stille, gemeinsame Arbeit vieler Jahrtausende hat dazu geführt, unsere Sprachen so auszubauen, ihnen die feine, bis ins einzelste ausgemeißelte Gliederung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Ich glaube, es müßte fast möglich sein, mittels der Sprache das Alter der Menschheit zu berechnen. Zweifelloß haben Jahrzehntausende dazu gehört, den Sprachenbaum zu der vollen Entfaltung zu bringen, in der er sich uns darbietet.

Das Bedürfnis, Gegenstände oder Empfindungen so zu bezeichnen, daß ein anderer Mensch sofort und genau weiß, was gemeint ist, mußte sich schon auf den untersten Stufen des menschlichen Zusammenlebens geltend machen. Die Zahl der Gegenstände war jedoch gering, und so mögen die einfachen Laute oder bequeme, einsilbige Lautverbindungen anfänglich zur Bezeichnung aller Gegenstände genügt haben. Aber die Zahl der Gegenstände, an denen der Mensch ein Interesse hatte, wuchs, und dann genügte es auch nicht mehr, nur den Namen eines Gegenstandes zu nennen; es lag das Bedürfnis vor, ihre Eigenschaften anzugeben, ihre Thätigkeit zu bezeichnen oder ihre Menge deutlich zu machen. So gliederten sich nach und nach die verschiedenen Wortarten in den Sprachstamm, der aus jedem verständlichen und feiner weiteren Deutung bedürftigen Naturalen bestanden hat.

Wir führen ja heute noch unter den zehn Wortklassen die Ausrufe und Empfindungswörter auf, die ohne bestimmten begrifflichen Inhalt sind, deren Bedeutung aber trotzdem sofort und von jedem verstanden wird. Das *Au* und das *Oho*, das *Ei* und das *Hui* sind Ausdrücke, deren Bedeutung niemandem erst erklärt zu werden braucht. Und Lippert hebt mit Recht hervor: Je unentwickelter eine Sprache noch ist, oder je unvollkommener sie von jemand gehandhabt wird, desto mehr tritt noch diese ältere Art der Mitteilung hervor. Man kann heute noch im Volke Zwiegespräche hören, bei denen sich der eine Teil fast nur auf solche Sprachlaute beschränkt und abwechselnd sein soll. Entsetzen, Unglauben, Ueberraschung, Abscheu, Mitleid und was noch alles auszudrücken vermag.

Auch in einem altdutschen Rechtsgebrauch hatte noch ein Restchen einer solchen Aussprache Aufnahme gefunden. Der *Beterren* ja, so hatte an sich keine Wortbedeutung; aber doch entnahm ihm derjenige, der ihn hörte, sehr viel. Das einfache *io* sagte ihm: Hier wird ein Verbrechen verübt, und Du bist schuldig herbeizukommen, um zu helfen. Nur verband man mit dem *io* die Art des Vorganges, zu dem die Gerufenen herbeigewünscht werden: *Dieb-io!* *Mord-io.* *Feuer-io.* Noch heute gebrauchen wir den Ausdruck „*Beter-Mordio-Schreien*“.

Diese ursprünglichen, begrifflich nicht genau begrenzten Laute machen aber bei weitem nicht das Wesen und den Inhalt der Sprache aus, über die wir uns noch weiter zu unterhalten haben werden.

Deine

Adèle.

## Erklärung

bekanntere fremdsprachlicher Ausdrücke und Redewendungen.

Zusammengestellt und erläutert von Ad. Th.

**Quem** oder **quos deus perdere vult, dementat prius.** Wen Gott verderben will, verblendet er zuvor. Aus dem Griechischen des Sophokles entnommen. Eine Thatfache, die psychologisch leicht erklärlich ist und bei der es keines „göttlichen“ Eingreifens bedarf, ist die, daß vor hereinbrechenden Umläufungen oder Gefahren die zu Treffenden die drohenden Anzeichen nicht zu deuten wissen. Ludwig XVI. hüßte das



Verblendesein mit dem Kopfe. Das verlotterte preussische Heer, das den Spaziergang nach Paris unternehmen wollte, erlebte seine Schande bei Jena und Auerstedt. — Das Wort verwehrt aber Ursache und Wirkung. Nicht die vorherbestimmte Thatsache, daß jemand verstorben werden soll, veranlaßt einen Gott, ihn mit Blindheit zu schlagen, sondern das Vorhandensein der geistigen Blindheit verursacht den Untergang. Wer eine Gefahr rechtzeitig beiseitigt, kann ihr entrinnen.

**Qui tacet, consentire videtur.** Wer schweigt, giebt zu. Eigentlich: Wer schweigt, von dem wird angenommen, daß er zustimmt. Der Papst Bonifazius VIII. stellte diesen Grundsatz für das kanonische Recht auf. Das Wort kann nicht im allgemeinen als richtig anerkannt werden. Das Schweigen kann ebenso der Ausdruck der Gegnerschaft wie der Zustimmung sein. Der Franzose sagt wieder: Qui s'excuse, s'accuse, wer sich entschuldigt, klagt sich an. Jenes Wort wie dieses ist nur in bestimmten Fällen anwendbar. Das Schweigen kann bei einer Anklage als Schuldbewußtsein aufzufassen sein, muß es aber nicht. Und der Einspruch gegen eine Beschuldigung kann der Ausfluß der Schuld sein, muß es aber nicht. Alle solche Worte, welche die verschiedenen Temperamente und Charaktere unberücksichtigt lassen, werden stets über das Ziel schießen.

**Quintessenz.** Der feinste Auszug, der Kern einer Sache. Oder auch die letzte Wirkung derselben. Man kann es am besten sinngemäß überetzen durch: Darauf läuft es hinaus. Im Mittelalter sollte die Quinta Essentia Olea das Allheilmittel sein.

**Quos ego!** Euch werd' ich! Eine die drohende Gefahr bannende Zurückweisung. Neptun beschwichtigt nach Virgil die Winde mit dem quos ego. Die Anwendung des quos ego setzt voraus, daß der Auser Herr über das zu Bannende ist.

**Quosque tandem?** Wie lange noch? Ein Ruf der Ungeduld über eine sich verzögernde Entscheidung, ein Ruf des Unwillens über einen unerträglichen Zustand in dem Sinne: Wie lange soll es noch andauern?

### Zitate aus deutschen Klassikern.

Aus **Wilhelm Tell** von Friedrich v. Schiller.  
Gesammelt von Ad. Th.

**Rudenz:** Die Ehr' die ihm gebührt, geb' ich ihm gern,  
Das Recht, das er sich nimmt, verweig' ich ihm.

**Attinghausen:** Geh hin, verkaufe Deine freie Seele,  
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,  
Da Du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst  
Auf Deinem eignen Erb' und freiem Boden.  
Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,  
So sei's für uns — wohlfeiler kaufen wir  
Die Freiheit als die Knechtschaft ein.  
  
Vern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!  
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,  
Das wir entschlossen sind nicht zu ertragen!  
  
Aus **Vaterland**, ans teure schließ Dich an,  
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.  
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft.

**Stauffacher:** . . . und der fremde Herrenknecht  
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden;  
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?  
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.  
  
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,  
Wenn unerträglich wird die Last — greift er  
Hinauf getrostet Mutes in den Himmel  
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,  
Die droben hangen unveräußerlich  
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.  
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr  
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben.  
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen  
Gegen Gewalt! Wir stehn für unser Land,  
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder.

**Ronrad Gunn:** Helfst Euch selbst!  
Recht und Gerechtigkeit erwartet nicht vom  
König.

**Röffelmann:** Wir wollen sein ein einig Volk von  
Brüdern,

In keiner Not uns trennen und  
Gefahr!

**Stauffacher:** Jetzt gehe jeder seines Weges still  
Zu seiner Freundschaft und Genossame.  
Wer Hirt ist, wint're ruhig seine Herde  
Und werb' im stillen Freunde für den Bund.  
Was noch bis dahin muß erduldet  
werden,  
Erduldet's! Laßt die Rechnung der  
Tyrannen  
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine  
Und die besondre Schuld auf einmal zahlt.  
Bezähme jeder die gerechte Wut  
Und spare für das Ganze seine  
Rache.  
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,  
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

### Litteratur.

Von der **Neuen Zeit** (Stuttgart, Dieck' Verlag) ist soeben das 44. Heft des 17. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Keinen Sand in die Augen. — Arbeitswert oder Ritzwert? Antwort an Karl Kautsch von Eduard Bernstein. — Die Lebenshaltung der deutschen Arbeiter im Jahre 1898. Von Richard Galver. — Wiener Wahlrechtskämpfe. Von Fritz Winter. — Litterarische Rundschau. — Notizen: Kurze Waren, lange Waren. Lebt das elektrische Licht beim Schweizprozess gesundheitschädliche Einwirkungen auf die Augen aus? Von P. M. Grempe. Feuilleton: Ein Blatt aus dem Leben der Enterbten. Von Rob. Schweichel. I.

### Wir sind so gemein.

Wir pflügen und sä'n! Wir sind so gemein,  
Zu schaufeln, zu graben im Grunde,  
Bis Wiese und Acker, bis Acker und Hain  
Von Früchten froht in der Munde.  
Wohl sehen wir's ein, wir sind so gemein,  
Und werden es niemals vergeßen;  
Wir kneten das Brot, wir schießen es ein,  
Doch sind zu gemein, es zu essen.  
  
Wir steigen hinein — wir sind so gemein —  
In der Höhlen finsternste Minen,  
Wir graben das herrlichste Edelgestein,  
Das je noch in Kronen geschienen.  
Fehlt Geld im Schrein, wir schaffen es fein —  
Nicht die im Ueberfluß schwimmen —  
Zum Zahlen sind wir nicht zu gemein,  
Doch viel zu gemein, um zu stimmen.  
  
Wir sind so gemein, o, wir sind so gemein!  
Doch mauern und bau'n unsere Hände;  
Den Reichen fügen wir Stein an Stein  
Zu Kirch' und Palast ohne Ende.  
Wir bauen das Schloß, wir schmücken es aus,  
Wir müssen es scheuern und bohnen;  
Wir sind zu gemein nicht, zu bauen das Haus,  
Doch viel zu gemein, d'rin zu wohnen.  
  
Wir sind so gemein, o, wir sind so gemein!  
Doch spinnen wir Seide und Wolle,  
Daß glänzend das Lein um des Reichen Gebein  
In wärmenden Falten sich rolle.  
Wir kennen den Spruch, wir kennen den Fluch,  
Was helfen uns Jammer und Klagen?  
Wir sind zu gemein nicht, zu weben das Tuch,  
Doch viel zu gemein, es zu tragen.  
  
Wir sind so gemein, o, wir sind so gemein!  
Doch wenn die Trompeten erklingen,  
Da stellen wir Armen uns in die Reih'n,  
Das Schwert für die Reichen zu schwingen.  
Wir sind so gemein, doch setzen wir ein  
Das Leben, den Sieg zu erlösen —;  
Zu töten den Feind sind wir nicht zu gemein,  
Wohl aber, die Beute zu teilen.  
  
Wir sind so gemein, doch soll es so sein?  
Soll's immer so bleiben auf Erden?  
Dem Reichen den Wein, den Glanz und den Schein;  
Dem Armen nur Last und Beschwerden?  
Wir sind so gemein! Doch sagen wir: Nein!  
Wir müssen die Rechnung beschließen,  
Wir füllen den Schrein; wir werden's auch sein,  
Die künft'ig die Früchte genießen.

